

RÉMI BRAGUE · MÜNCHEN

NUR VERLORENE ZEIT?

Wozu ein verborgenes Leben Christi? Wozu diese dreißig Jahre, über die uns die vier kanonischen Evangelien fast nichts berichten? Sind sie «verloren»? Das Fehlen jeder Auskunft darüber stachelt die Neugierde an. Der Kitzel, mehr darüber wissen zu wollen, wird mühelos besänftigt durch Bestrebungen, die klaffende Lücke zu füllen. Man stößt dabei auf Bestes und Schlimmstes.

Zum Besten gehören die Versuche, das gesellschaftliche und intellektuelle Klima des palästinensischen Milieus des ersten Jahrhunderts zu rekonstruieren, ja die spirituellen Quellen Jesu selbst, das Gebet des Kindes Jesus, wie das in einem vielverkauften Buch von Robert Aron¹ geschehen ist.

Die Liste des Schlimmsten ist lang: Man schreibt dem Handwerker von Nazaret verschiedene mehr oder weniger weite Reisen zu. Nach Indien² (ja, warum eigentlich nicht?), sogar zu anderen Planeten. Natürlich wird behauptet, Jesus sei dabei in verschiedene esoterische Kenntnisse und Praktiken eingeweiht worden... Die Reiseziele und der Inhalt seiner Initiationen wechseln mit dem Geschmack des jeweiligen Erzählers und bieten uns manche Aufschlüsse über diesen, aber nichts Zuverlässiges über Jesus.

Hält man sich an die Diskretion der kanonischen Evangelien, so erscheint die Leere dieser dreißig Jahre, die durch nichts ausgefüllt wird, umso seltsamer. Warum machte Christus nicht schon früher auf sich aufmerksam?

Wozu eine Zeit vor der Welt?

Dieses Problem ist merkwürdigerweise ein besonderer Fall eines allgemeineren Problems, nämlich: Warum etwas nicht schon früher geschah. Man fragt sich: Warum wurde so lange zugewartet? Warum ging man nicht direkt zum Wesentlichen über?

RÉMI BRAGUE, 1947 in Paris geboren, 1988-1990 war er Professor der Philosophie an der Universität Dijon, seit 1990 lehrt er arabische Philosophie an der Sorbonne (Paris I); im Sommer 2002 übernahm er als Nachfolger Hans Maiers den Guardini-Lehrstuhl an der Universität München. Mitherausgeber dieser Zeitschrift. – Die Übersetzung besorgte Erika Grün.

Beispielsweise fragt man sich in Bezug auf die Schöpfung: warum diese unendliche Erstreckung, bevor sich Gott entschloss, die Welt zu erschaffen? Die klassische Antwort besteht in der Bemerkung, von etwas zu sprechen, das «vor» der Schöpfung passiert wäre, sei absurd. Das «Vor» ist eine Dimension der Zeit, diese aber gibt es erst mit der Welt, deren Bewegung sie misst³.

Die Schwierigkeit wird realer, wo man sich innerhalb der Zeit befindet, in einer Zeit, die durch den menschlichen Geist im Gedächtnis behalten, gemessen und gegliedert wird, also in der Geschichte.

Auf dieser Ebene werde ich der Frage im Christentum und in den Religionen, mit denen man es für gewöhnlich vergleicht, nachgehen.

Wozu eine Geschichte vor dem mosaischen Gesetz?

Das Problem existiert im Judentum. Das Alte Testament enthält keineswegs nur Gebote. Selbst die Tora (der Pentateuch) beschränkt sich nicht auf das Gesetz des Mose. Das ganze erste Buch, die Genesis, erzählt von früheren Geschehnissen. Man hat sich deshalb gefragt, weshalb die Tora nicht mit dem ersten Befehl beginnt, den Gott Mose gab, nämlich mit der Weisung, welche das Paschafest einsetzt (Exodus 12,2). Diese Frage soll Rabbi Isaak gestellt haben, einer der Weisen zur Zeit, als die Mischna verfasst wurde, in der Fachsprache ein Tanna der vierten Generation, also vom Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.⁴ Eine ähnliche Frage findet sich kurz davor im Mekhilta von Rabbi Ismaël, der einem im Jahr 135 gestorbenen Tanna der zweiten Generation zugeschrieben wird: warum die Tora nicht mit den zehn Geboten beginne.⁵

Es ist beachtenswert, dass gerade zu dieser Zeit, im zweiten Jahrhundert unserer Ära, diese Frage zum ersten mal formuliert wurde. Das Volk Israel hatte nacheinander drei Bestimmungen seiner Identität verloren: mit der Diaspora, die schon in der hellenistischen Epoche begonnen hatte, hatten viele das Land verloren; dann den Staat Davids mit dessen mehr oder weniger marionettenhaften Nachfolgern, als die Römer im Jahre 6 unserer Zeitrechnung Judäa einem Prokurator unterstellten, und schließlich den Tempel, der im Jahre 135 am Ende der Revolte des Bar Kochba zerstört wurde. Das Volk suchte sich auf den einzigen ihm verbleibenden Identitätsgrund zu stützen, auf die Tora als Lebensregel. Das Judentum hat sich also bewusst zu einer Gesetzesreligion umformuliert. Das Ende des zweiten Jahrhunderts ist denn auch die Epoche, in der mit der Abfassung der Mischna die erste Sammlung von Geboten abgeschlossen wurde. Alles, was im Pentateuch nicht gesetzgeberisch war, musste demzufolge mehr oder weniger überflüssig erscheinen. Daher die Frage nach den Gründen seines Vorhandenseins.

Die jüdischen Exegeten waren um Antworten nicht verlegen. Die Frage des Rabbi Isaak erhält eine Antwort, die noch von Rachi (1040-1105), dem klassischen Bibelkommentator, ganz am Anfang seiner Genesisauslegung übernommen wird: Die Geschichte, die der Übergabe des Gesetzes vorausgeht, musste erzählt werden, um zu legitimieren, dass Israel ein eigenes Land besitzt⁶. Der Gott Israels muss als der Schöpfer der ganzen Erde in Erscheinung treten und somit als ihr legitimer Eigentümer, damit man erklären kann, wieso er sieben Nationen aus einem Land vertreiben durfte, um darin sein Volk unterzubringen. Es geht also darum, einen möglichen Einwand aufzufangen: War die Besetzung des Landes Israel nicht bloß ein räuberischer Überfall?

Der Verfasser des Mekhilta hinwiederum antwortet durch ein Gleichnis. Gott verhält sich wie ein König, der über sein Volk herrschen wollte. Er musste ihm deshalb durch den Erweis von Wohltaten zeigen, dass er das verdiene. Erst dann konnte er ihm seine Autorität auferlegen.⁷ Es geht hier darum, die Legitimität nicht des Landbesitzes, sondern sogar die des Königtums Gottes zu rechtfertigen.

Warum eine so lange Stille?

Wenn wir auf unsere zu Beginn gestellte Frage zurückkommen, auf die nach dem verborgenen Leben Christi, sehen wir, dass die beiden Schwierigkeiten nicht ohne Zusammenhang sind. Oder vielmehr, dass sie zwei Versionen des gleichen Problems sind, wahrgenommen wie durch zwei Prismen, welche sich voneinander durch die Art des Heils unterscheiden, auf das in jeder der beiden Religionen besonders Wert gelegt wird. Wenn doch die Tora einen Verhaltenskodex enthält, dessen Beachtung dem Menschen die Fülle seines Menschseins sichert, wieso sollte dann Gott die Übergabe dieses Kodex aufschieben?

Nachdem die jüdische Religion einmal auf das Gesetz eingeschworen ist, wird sie sich bestreben, das mosaische Gesetz möglichst früh am Werk zu sehen. Darum erzählt sie, dass die Patriarchen es in seinen geringsten Einzelheiten beachteten, schon bevor es auf dem Sinai geoffenbart worden war.

Das Problem stellt sich auch für eine andere Gesetzesreligion, den Islam. Dieser beruht auf einer Botschaft, die er als prophetisch ansieht. Der Koran gilt nicht als Werk Mohammeds, sondern als von Gott diktiert und durch den Propheten unverändert schriftlich niedergelegt. Dieser ist nur ein wortgetreuer Empfänger. Seine Persönlichkeit beeinflusst also den Inhalt der göttlichen Botschaft nicht im geringsten. Man kann sich deshalb fragen, weshalb Gott seine Botschaft nicht früher mitgeteilt hat.

Der Islam löst das Problem auf zwei Weisen. In Bezug auf den Platz der islamischen Offenbarung in der Geschichte setzt er voraus, dass die Botschaft des letzten Propheten im Wesentlichen die gleiche ist wie die, welche

den Menschen vor Mohammed, von Adam an, anvertraut worden war. Diese Prophetie ist folglich ebenso alt wie die Menschheit. Hauptsache ist nicht, dass sie begonnen hat, sondern dass sie in Mohammed ihre endgültige Vollendung fand. Dies war möglich, weil die ihm anvertraute Botschaft, durch die muslimische Nation als ihre Behüterin, intakt erhalten werden konnte; sie wurde nicht wie das, was davon Mose, dann Jesus übermittelt wurde, durch deren Nachfolger verfälscht.⁸

Was die Persönlichkeit Mohammeds betrifft, so lassen die islamischen Legenden die wunderbaren Ereignisse, die das Leben des Propheten schon vor dem Beginn seiner Predigtstätigkeit geprägt haben, immer weiter zurückgehen. Diese Geschehnisse künden die Sendung an: Der junge Mohammed war von jeher zum Propheten bestimmt. Die – sehr dunkle – Stelle des Korans, worin Mohammed «das Siegel der Propheten» genannt wird⁹, lässt an ein konkretes, körperliches Zeichen denken, das illustre Persönlichkeiten auf dem Rücken des Kindes angeblich festgestellt haben¹⁰.

Ein Gegenbeispiel: die Apokryphen

Wenn das Christentum ebenfalls ein Gesetz, ein «neues Gesetz», und wenn Jesus somit ein Gesetzgeber, ein neuer Mose ist, kann man sich fragen, wozu die Jahre dienen, die dem Beginn seiner Predigtstätigkeit vorausgehen. Das Vorausgehende könnte nur sinnvoll sein als Vorbereitung, beispielsweise als frühere Manifestationen der göttlichen Kräfte Jesu.

Deshalb entstanden die apokryphen Evangelien. Diese schreiben dem jungen Jesus allerlei Wunder zu. So erzählen sie, dass er als Kleinkind aus Lehm Vögel formte, sie nachher mit seinem Hauch belebte und dann davonfliegen ließ.¹¹ Diese Szene findet sich übrigens auch im Koran¹².

Einzelne dieser Wundertaten kommen schon von der Wiege an vor. Die griechische Mythologie spricht davon, wie der junge Herkules die Schlangen erstickte, die Hera, über die Seitensprünge ihres Gatten Zeus erbost, geschickt hatte, um deren Frucht zu beißen. Auch der Jesus der Apokryphen hat es mit Drachen zu tun, die in seiner Geburtsgrötte hausen. Er richtet sich vor ihnen auf, und sie beten ihn an. Schon zu sprechen imstande, erklärt Jesus darauf seinen Eltern, wie es sich damit verhält.¹³ Der Koran sagt bloß, dass Jesus schon in der Wiege wie ein alter Mann sprach.¹⁴

Am aufschlussreichsten im Bereich der von den Apokryphen erzählten Wunder ist vielleicht das erste: schon in der Wiege wie ein Greis zu sprechen. Es komprimiert nämlich das gestellte Problem, das des Aufschiebens, der Zeit des Heranreifens, das so auf wunderliche Weise ausgeschaltet wird. So erklärt im Pseudo-Matthäusevangelium das Jesuskindlein, gleich nachdem es von den Drachen angebetet wurde: «Ich war immer da, und ich bin ein vollendeter Mensch.»

Die Erzählungen aus der Kindheit Jesu in den kanonischen Evangelien sind hingegen hinsichtlich des Wunderbaren sehr zurückhaltend. Die Kindheitsevangelien von Matthäus und Lukas erwähnen zwar Geschehnisse, die übernatürlich sind. Aber es handelt sich nicht um Taten Jesu. Die Geburt Christi hat an und für sich Wundercharakter: eine jungfräuliche Geburt. Und auch die sie umgebenden Umstände: Erscheinungen von Engeln usw. Aber das Kind selbst ist ein ganz normales Baby, so wenig tätig wie ein gewöhnliches Neugeborenes.

Die Szene im Tempel, als der zwölfjährige Jesus kurz vor dem Alter der *bar mitsva* die Gesetzeslehrer durch die Stichhaltigkeit seiner Antworten überrascht, hat ebenfalls nicht Wundercharakter. Man kann sie in eine ganze Menge von Geschichten über jüdische Wunderkinder einreihen, die schon im zarten Alter die Gemeinde durch ihr Glaubensbekenntnis erbauen. Diese Erzählungen sind fast zu einem literarischen Genus geworden.¹⁵ Das älteste Beispiel stammt aus der Zeit Christi: Der Historiker Flavius Josephus erzählt in seiner Autobiographie fast das gleiche über seine Großtaten im Alter von vierzehn Jahren, mit dem Unterschied, dass er sich selber rühmt, die Gelehrten hätten *ihn* befragt.¹⁶

Keine Botschaft, sondern eine Person

Um den Sinn des verborgenen Lebens Jesu zu verstehen, muss man sich fragen, auf welche Grundfrage das Christentum antwortet. Ohne dies wird man die Antwort nicht richtig beurteilen.

Nun aber stellt sich das Christentum nicht die Frage, worauf die Gabe des Gesetzes antwortet (nämlich die, was wir zu tun haben). Was wir tun sollten, wissen wir sehr gut. Die Juden haben dazu die Tora: «Sie haben Mose und die Propheten; auf die sollen sie hören!» (Lk 16,29). Da sie den Heiden nicht zugute kam, haben diese ihr Gewissen und sind so sich selbst Gesetz, buchstäblich *auto-nom* (Röm 2,14). Die zentrale Frage betrifft die Praxis: Warum denn gelingt es uns, die wir nur zu gut wissen, was wir zu tun haben, nicht, es auch wirklich zu tun? Diese Feststellung macht der heilige Paulus gleichzeitig wie die Heiden seiner Epoche: Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will (vgl. Röm 7,15.19).¹⁷

Für das Christentum wird das Heil nicht durch das Lehren eines Weges, dem zu folgen ist (die jüdische Halacha oder die islamische Sharia), verwirklicht. Nicht, dass das Gesetz nutzlos wäre: Das Christentum ist nicht eine Zurückweisung des Gesetzes («Gesetzlosigkeit») und noch weniger ein «Legizid»¹⁸. Aber es ist der Ansicht, dass man die schon im Gesetz des Mose oder im Gewissen vorliegenden Regeln nicht ein weiteres Mal zu enthüllen braucht. Für das Christentum ist das Heil durch die Gabe der Gnade er-

möglichst worden. Sie allein gibt uns die Kraft, das, was wir tun sollen, wirklich zu tun.

Die Lösung entspricht auch hier jener, die Rachi vorlegt: Die mosaische Unterweisung (die Tora) wurzelt in einer Geschichte und dem Besitz eines Bodens. Die Unterweisung Christi erhält erst Sinn durch ihre Verwurzelung in einer Biographie und in einem Fleisch.

Das ist noch nicht alles: Das Wesentliche im Ereignis des Kommens Christi ist nicht die Botschaft, die er bringt. Die christliche Offenbarung hat nicht eine Lehre zum Inhalt, sondern eine Person. Und im Unterschied zu einer Lehre gelangt eine Person durch einen nicht erzwingbaren Wachstumsprozess nur schrittweise zu dem, was sie ist.

Wenn das Christentum eine «Botschaft», die Lehre einer «großen sittlichen Gestalt» wäre, so wäre alles, was nicht diese Botschaft ist, im Grunde unnütz. Es würde genügen, mit den ersten Worten Jesu zu beginnen.

Das Christentum ist nicht die Übermittlung einer Botschaft und auch nicht die Offenbarung von Wahrheiten über die göttlichen Dinge. Es ist Gottes *Selbstoffenbarung* in einer menschlichen Gestalt. Darum muss der, der so geoffenbart wird, die Person Christi, als eine menschliche Person zu dem werden, was sie ist, auf dem Weg, der durch die Dichte einer Geschichte hindurchführt, der persönlichen Geschichte eines Reifens zum Erwachsenenalter. Und auch der kollektiven Geschichte von allem, was die Person ausmacht, indem sie diese in ein Erbe stellt, das sie sich durch Erziehung und Reflexion aneignen muss: eine Sprache, Sitten, der Glaube eines Volkes. Und dazu braucht es Zeit, braucht es diese Jahre, die somit nicht verloren sind, sondern im Gegenteil unerlässlich für das Reifen, das ein fundiertes und beachtetes Sich-Äußern ermöglicht.

So wird also im «verborgenen Leben» sichtbar, wie der Unterschied zwischen enthüllter Offenbarung und Inkarnation in chronologische Ordnung kommt. Sie wird gerade durch die Natur dessen, was das Christentum bringt, erfordert.

Vom Schweigen zum Schweigen

Das Schweigen der Kinder- und Jugendjahre hat eine Entsprechung am Ende der irdischen Laufbahn Jesu. Es ist nicht mehr das Schweigen der Evangelisten über Jesus, sondern nun das Schweigen Jesu selbst: das Schweigen des Gekreuzigten nach dem letzten Wort, das übrigens weniger eine Äußerung, als der unartikulierte Schrei ist, den ein Sterbender ausstößt: «Jesus schrie noch einmal laut, gab den Geist auf und starb» (Mt 27,50; Mk 15,3).

So sind alle Worte Christi eingefasst durch sein Schweigen am Anfang und am Ende. Dieses Schweigen ist nicht eine tote Zeit. Es hat eine ganz

wesentliche Funktion. Es ermöglicht, zwischen der Botschaft, der Lehre und dem zu unterscheiden, was über jede verbale Kommunikation hinausgeht: die leibliche Gegenwart Gottes in Jesus.

ANMERKUNGEN

- ¹ R. Aron (mit S. Raymond-Weil), *Ainsi priait Jésus enfant*, Paris, Grasset, 1968. Vgl. auch das Buch der gleichen Autoren: *Les Années obscures de Jésus*, Desclée de Brouwer, 1958.
- ² Vgl. H. de Lubac, *La Rencontre du bouddhisme et de l'Occident*, Paris, Aubier, 1952, S. 205.
- ³ Vgl. R. Sorabji, *Time, Creation and the Continuum. Theories in Antiquity and the Middle Ages*, London, Duckworth, 1983, S. 232-238.
- ⁴ *Midrash Tanhuma*, Ausg. Buber, Genesis 11, und Yalqut Shimoni, Exodus, remez 187 (nicht von mir eingesehen). Ich verdanke diese Angaben meinem Freund G. Freudenthal.
- ⁵ *Mekhilta* von R. Ishmael, Ausg. Horowitz-Rabin, Frankfurt 1931, Ba-Hodesh, V, S. 219 (nicht von mir eingesehen); zitiert und übersetzt in: E. Urbach, *The Sages. Their concepts and beliefs*, Jerusalem, Magnes Press, 1979, S. 316f.
- ⁶ *Rachi*, Genesiskommentar, 1, 1.
- ⁷ *Mekhilta de-R. Ishmael*, a.a.O.
- ⁸ Vgl. H. Lazarus-Yafeh, *Intertwined Worlds. Medieval Islam and Bible Criticism*, Princeton, Princeton University Press, 1992, S. XIII-178.
- ⁹ Koran, XXXIII, 41.
- ¹⁰ Vgl. z.B. M. Rodinson, *Mahomet*, Paris, Seuil, 1994, S. 66-71.
- ¹¹ Apokryphes Matthäus-Evangelium, XXVII und apokryphes Thomas-Evangelium, II, 2-4, in: A. de Santos Otero (Hg.), *Los evangelios apócrifos*, Madrid, BAC, 1988, S. 219 und 280.
- ¹² Koran, III, 43/49.
- ¹³ *Pseudo-Matthäus*, XVIII, 1-2, a.a.O., S. 211.
- ¹⁴ Koran, III, 41/44.
- ¹⁵ Vgl. z.B. den Orientalisten Ignaz Goldziher (1850-1921), der im Alter von zwölf Jahren auf hebräisch einen kurzen Traktat über das Gebet verfasste: I. Goldziher, *Tagebuch*, hg. von A. Scheiber, Leiden, Brill, 19978, S. 22 und 231.
- ¹⁶ *Flavius Josephus*, *Autobiographie*, I, 2, 8.
- ¹⁷ Vgl. Ovid, *Metamorphosen*, VII, 20f; Seneca, *Briefe an Lucilius*, 21,1; Epiktet, *Unterredungen*, II, 26, 4, Ausg. H. Schenkl, S. 203. Für die jüdischen Milieus vgl. das Buch der Geheimnisse (1 Q 27), 8-12, in: F. García Martínez und E.J.C. Tigchelaar, *The Dead Sea Scrolls Study Edition*, Leiden u.a., Brill, 1967, S. 66-68.
- ¹⁸ Die Formel stammt von Joseph Salvador (1838). Vgl. E. Fleischmann, *Le christianisme «mis à nu»*. *La critique juive du christianisme*, Paris, Plon, S. 54 u.a.